

# Der Gott aus der Fremde

Autor(en): **G.F.v.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569684>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# *Der Gott aus der Fremde*

*Erzählung von G. F. v. H.*

Es war im Frühsommer 1945. Der donnernde Paukenschlag, der das Furioso des Krieges beendet hatte, war verhallt. Bereits durchbrachen die ersten, schüchternen Geigentöne des wiedererwachenden Lebens in Europa die unheimliche Stille, die diesem Finale gefolgt war. Die Menschen, zwar noch ungläubig und zögernd, begannen zu begreifen, dass ein neuer Satz der Symphonie angefangen hatte, in der ein unbegreiflicher Meister das Schicksal der Welt gestaltet. —

Auch in jenem kleinen Städtchen der Zentralschweiz spürte man den neuen Pulsschlag der Zeit. Ja, das Pochen des neuen Lebens drang selbst durch die festen und unerschütterten Mauern des alten Schweizerhauses, das breit und behäbig den Hauptplatz des Ortes zu beherrschen schien. Viele Stürme hatte es schon erlebt und viele Generationen überdauert. Es umfriedete mit seiner behütenden Häuslichkeit das Leben seiner Bewohner von Geburt an, bis einer nach dem anderen als stiller, stummer Gast die Heimat seines schützenden Daches wieder für immer verlassen musste. Nur die Schnitzereien an den Frontaltanen und die schweren Eichenbalken, die dem Haus seinen Halt gaben, waren von den vergangenen Jahrhunderten schwarz gebeizt worden. Sonst war das Haus so geblieben, wie zur Zeit seiner Gründung. — Ein unverrückbares Sinnbild bürgerlicher Beständigkeit.

Und dieser unveränderte Geist des Dauerhaften strahlte es immer noch aus und durchwebte und formte den Sinn der Menschen, die hier ihre Heimstätte gefunden hatten. Ja, es schien, als versehe selbst die wimmernde Schelle, die jedesmal ertönte, wenn die Türe des Ladengewölbes geöffnet wurde, schon seit Urzeiten ihren Wächterdienst.

Freilich hatten die Kaufleute, die hier seit je ihrem Handel nachgingen, neben dem Geist der Tradition auch den gesunden Sinn für die Bedürfnisse der Gegenwart geerbt und so war der Laden der einzige Ort, an dem jeweils zeitgemässe Neuerungen den Einzug in das alte Haus gehalten hatten. So bot also auch jetzt das einstmals dunkle Ladengewölbe den freundlichen Anblick eines geschmackvollen Verkaufsgeschäftes und die alten barocken Gewürzkruken auf den Regalen vertrugen sich in wundervoller Eintracht mit dem Rasseln der modernen Registrierkasse.

Der junge Mann, dessen Aufgabe es blieb, die Interessen des elterlichen Geschäftes wahrzunehmen — er trug den solidbürgerlichen Namen «Werner» — war der letzte in der langen Geschlechterreihe — und er war der erste in der Familie, den es mit allen Fasern seines Herzens fortzog aus diesem alten Hause. Was anderen vor ihm den Inbegriff der Geborgenheit bedeutet hatte, das wurde für ihn zur stumpfen Beklemmung und Einengung. Die Welt draussen lockte sein Herz. Hier, in der Enge des elterlichen Hauses fühlte er sich bedrückt und unverstanden. Und da war in seinem aufkeimenden Gefühl noch das Andere — das Rätselhafte, das er selbst sich nicht auszudeuten vermochte, das aber eine unüberwindliche Grenze setzte, zwischen ihm und den anderen.

Gedankenverloren stand er an der Glastüre und blickte auf das flim-

mernde Leuchten des Marktplatzes hinaus. Da gingen die Menschen, teils ruhig beschaulich, teils geschäftig, rasch ihres Weges. Er kannte fast jeden einzelnen persönlich. Wie in allen kleinen Städtchen der Welt war das Tun und Lassen jeden Bewohners genauestens von der «öffentlichen Meinung» registriert und festgehalten. Bis in die tiefsten und verstecktesten Falten der Herzen drang die «Anteilnahme» und wurde zum nie versiegenden Quell des Gesprächsstoffes im Ort. So war auch Werner über jeden unterrichtet und doch trennte ihn stets — nicht nur im gegenwärtigen Augenblick — eine unsichtbare Glaswand von jenen allen. Er fand keine seelische Beziehung zu all dem Treiben um ihn. Sein eigenes Herz ging fremde Wege und seine Sehnsüchte verstrickten ihn in ein unzerreissbares Netz seltsamer und «sündiger» Wünsche.

Aufseufzend wandte sich Werner ab. Mechanisch, wie so oft, griff er nach einer der bizarren Gewürzkruken, auf der mit verschnörkelten Buchstaben der Name einer überseeischen Spezerei zu lesen war. Er nahm den bemalten Steingutdeckel ab und obschon das Gefäss seit vielen Jahren nicht mehr im Gebrauch war, entströmte ihm immer noch der süss-modrige Ruch einer fremden Welt. Tief atmete Werner diesen geheimnisvollen Hauch der Ferne ein. Aus dem Duft stieg für ihn eine seltsame Befriedigung. Bilder strömten ihm zu und wurden vor seinem inneren Auge lebendig. Er sah sonnen-überglühte, exotische Landschaften, leuchtende Tempel und Türme von nie erlebter Pracht und aus der Tiefe stieg das Schemen seiner Wünsche. Er schaute erbebend die Schönheit eines männlichen Gesichtes, das ihm zulächelte. Er sah das Ebenmass der bronzefarbenen Glieder, die Grazie und Kraft der Lenden und — — Werner errötete, denn wiederum wurde er sich plötzlich voll inneren Schreckens bewusst, dass der Gott seiner Träume in leuchtender Nacktheit vor ihm erschien. Fast entsetzt schloss er das Gefäss und stellte es an seinen gewohnten Platz. Der Traum war zerrissen und er stand wieder in der ausweglosen Wirklichkeit seines Alltags.

Diesmal jedoch, begann der Sturm, der in der Brust des Neunzehnjährigen erregt war, sich in ungewohnter Stärke voll auszutoben. Unerträglich wurde ihm die Enge seiner Welt und die spiessbürgerliche Beschaulichkeit des elterlichen Hauses griff ihm würgend an die Kehle. — «Hinaus!! — Weg von hier!» — war der einzige Gedanke, den der Junge zu fassen vermochte. — — —

So kam es, dass am nächsten Morgen Werny's Mutter kopfschüttelnd den Brief las, der auf dem Bett ihres Sohnes lag, als sie ihn zur gewohnten Stunde wecken wollte und sein Zimmer verlassen fand.

«Liebe Mutter! Bin für einige Tage verreist. Wollte Dich gestern nicht mehr stören. Mach Dir keine Sorgen. — Werny».

---

Zürich! — Weltstadt!! — — Ziel seiner Wünsche!!!

Ueberwältigt vom ersten Eindruck des Grosstadtgetriebes, vom Hasten der Menschen, vom geschmeidigen Gleiten eleganter Autos und der nicht-abreissenden Kette der Trambahnen und Autobusse stand Werner im ersten Augenblick wie betäubt am Ausgang des Zürcher Hauptbahnhofes und blinzelte sonnengeblendet in das Gewimmel auf dem Bahnhofplatz. Ja — das war es! Das hatte er gesucht! Hier war das Leben, das ihn mit

Uebermacht aus der Verschlafenheit seines Heimatstädtchens gelockt hatte! Werny durchrieselte das Gefühl des Gelöstseins und der Freiheit wie ein Rausch. Er spürte, wie sich selbst sein Herzschlag dem Leben, das um ihn brandete, anzupassen schien. All das war in ihm selbst und gehörte ihm!

Der junge Mann fasste sich. Mit der blasierten Geste eines abgebrühten Weltenbummlers winkte er einem Taxi und nannte dem Fahrer — als sei es für ihn das Selbstverständlichste auf der Welt — den Namen eines jener internationalen Hotelpaläste, mit dem achtunggebietenden Zusatz: «au Lac». Er lehnte sich in den Fond des Wagens zurück und genoss in vollen Zügen das Erlebnis der Fahrt. Aus dem Gewirr des Platzes bog der Wagen mit geschmeidiger Wendung in den geordneten Verkehrsstrom der Bahnhofstrasse. Gleich funkelnden Juwelenketten huschten die leuchtenden Auslagen der grossen Geschäfte an Werny vorbei. Er erlebte bewusst den Wechsel aus dem Lärm der betriebsamen Verkehrsader zum vornehm-ruhigen Wesen des Seeufers mit seiner parkartigen Promenade. Er empfand die Köstlichkeit des «Bedientwerdens» in der Empfangshalle des Hotels. Die Weichheit der Teppiche entzückte seinen Schritt, als er dem Pagen zu seinem Zimmer folgte. Alles atmete Ruhe, Vornehmheit und Geborgenheit. Und doch: wie war das alles so ganz verschieden von der kleinbürgerlichen «Ruhe und Geborgenheit» seines heimatlichen Lebenskreises. Hier beengte ihn nichts. Wenn er hier zum Fenster trat und der Blick sich über Baumwipfel hinweg in der strahlenden Bläue des Sees verlor und träumerisch einem der leuchtenden Segel folgte, dann weitete sich seine Brust in seliger Empfindung. Herrgott, wie schön konnte doch das Leben sein, wenn man neunzehn Jahre alt war und frei!

Nachdem Werner gespeist hatte, beschloss er auszugehen und die Stadt zu Fuss und allein zu durchstreifen. Als er jedoch aus der kühl-dämmrigen Hotelhalle in den sonnendurchfluteten Tag hinausschritt, befiel ihn eine sonderbare Angst. Ihm war, als müsse er sich verlaufen und werde nie mehr hierher zurückfinden. So schlenderte er zunächst nur zum Seeufer hinunter und genoss aus unmittelbarer Nähe die Köstlichkeiten, die jede Uferpromenade zu bieten hat. Sein Blick liebte die schimmernde Weisse der Schwäne, die majestätisch und selbstbewusst durch das sie umwimmelnde Volk der Enten, Blesshühner und Taucher dahinzogen. Er schaute über die blinkende Wasserfläche und sah das Leuchten der fernen Häuser und Villen an den weiten Ufern und liess sich vom zartprickelnden Gefühl des Fernwehs treiben. Ihm war, als trüge er die kostbare Zerbrechlichkeit der Welt und seines eigenen Seins gleich einem durchsichtigen Kristall von blaugrüner Klarheit und unendlicher Zartheit in seiner Hand. Er stand auf der Brücke und blickte zur Stadt hinüber. Türme und Giebel winkten ihm zu. Licht rieselte über das Wasser des Flusses und all diese Dinge waren eine Gabe, die nur ihm allein gehörte. — Es war zuviel für Werner — ihn, den kleinen Jungen aus dem kleinen Schweizer Marktflecken! Das Bewusstsein, dies alles allein zu durchkosten, drohte ihn plötzlich zu zersprengen und er fühlte, dass er sich irgendjemand mitteilen müsse. All die Menschen zuhause, denen er vor Stunden noch glaubte, entfliehen zu müssen, kamen ihm ins

Gedächtnis und er begriff plötzlich, wie sehr sie doch alle ein Teil seiner selbst waren und wie sehr er sie alle liebte.

Rasch eilte er auf den nächsten Verkaufskiosk zu und erstand einen ganzen Packen von Ansichtskarten und eine entsprechende Menge Briefmarken. Mit übervollem Herzen ging er in sein Hotel zurück und begann sogleich an einem stillen Tisch in der Halle seine Schätze zu verteilen. Er war schliesslich so sehr in das Schreiben von Postkarten vertieft, dass er nicht bemerkte, wie der Herr, der an einem benachbarten Tisch sich ebenfalls mit der Erledigung seiner Korrespondenz befasste, mehrmals zu ihm herüberblickte. Er schreckte auf, als der Fremde plötzlich neben ihm stand und ihn mit freundlicher Stimme in seltsam gebrochenem Deutsch bat, ihm doch - wenn möglich - mit einer Briefmarke auszu helfen. Der Junge blickte auf. Seine Augen begegneten denen des Fremden und ihm war, als spalte eine Feuerlohe seine Seele bis zum Grunde: Vor ihm stand der Gott seiner heimlichen Träume! Seine Erschütterung war so gross, dass seine Hand zitterte, als er, die Bitte erfüllend, eine Marke abtrennte und sie dem Fremden reichte. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, aber der Junge fühlte voll Entsetzen und Scham, dass alles, was ihn aufwühlte und ihm die Sprache benahm, in seinen Augen zu lesen sein müsse. Der Fremde bemerkte seine Verwirrung. In seinen blaugrauen Augen sprühten plötzlich goldene Fünkchen und ein ganz feines Lächeln umspielte seine Lippen. Er bedankte sich ung und ging wieder an seinen Platz. Tiefe Seligkeit durchströmte Werner. Es war also kein Traum! Der Gott seiner Wünsche lebte und hatte ihm zugelächelt!

Es war ihm nun nicht mehr möglich, in Ruhe unwichtige Postkarten grüsse zu schreiben. Immer und immer wieder schickte er einen verstohlenen Seitenblick zum Nachbartisch hinüber und jedesmal errötete er von neuem bis unter die Haarwurzeln, wenn seine Augen dem Blick des Fremden begegneten. Es dauerte nun nicht mehr lange, bis den Blicken Worte folgten und Werner auf eine Einladung des Fremden hin seinen Platz wechselte und sich an dessen Tisch niederliess. Und nun, nachdem der Junge in den engen Kreis der persönlichen Ausstrahlung des Aelteren getreten war, fiel mit einem Schlag alle Verlegenheit und Schüchternheit von ihm ab. Er fühlte nur noch die herrliche Beruhigung sicherer Geborgenheit mit einem Freunde, die er bisher nie kennen gelernt hatte. Ihm war, als habe er seit ewigen Zeiten hier gesessen und den Worten des anderen gelauscht. Eine Vertrautheit nahm ihn ganz gefangen und berauschte ihn. Mit einem Schlag war der trennende Vorhang zwischen dem Leben und dem Allerheiligsten im Tempel seiner Wünsche und Träume zerrissen. Der Fremde nahm ihn an der Hand und führte ihn durch die Wunderwelt seiner Sehnsucht. Er sah greifbar vor sich, was er bisher nur erahnen konnte. Frans van Mechelen — so hatte sich sein neuer Bekannter vorgestellt, war Hollländer. Jahrelang hatte er in der Tropenwelt Indonesiens, in Djakarta, der Hauptstadt des holländischen Kolonialreiches gelebt. Nun, nach beendetem Kriege war er zurückgekehrt in seine Heimat. Geschäfte hatten ihn durch verschiedene Länder Europas geführt und so auch in die Schweiz.

Gebannt hing Werner an den Lippen des Fremden und während sein Ohr bezaubert den Erzählungen lauschte, die ihm von den Bräuchen und

Seltsamkeiten jener exotischen Welt berichteten, liebte sein Auge die Erscheinung seines Gegenübers. Voll süßen Erschreckens wurde sich der Jüngling plötzlich klar, dass dieses überquellende Gefühl der Zuneigung «Liebe» war — seine erste Liebe!

Zu zweit wanderten die beiden durch den lauen Sommerabend. Während im Westen der scheidende Tag mit gelbgrüner Farbenpracht den Himmel über der Stadt durchglühte und die ragenden Türme mit flimmerndem Licht überschüttete, zog von den Glarner Bergen her das violett-purpurne Segel der Nacht herauf und bedeckte langsam fortschreitend die spiegelnden Farbflecken des Sees mit ihrem samtigen Mantel. Aufflammende Lichter warfen grelle Reflexe in das leise bewegte Wasser und durch das bizarre Filigran der Zweige an der Uferpromenade rieselte der goldene Schein der Strassenlampen. Frans und Werny erlebten das Schauspiel des vergehenden Tages und der Gleichklang ihres Fühlens fand mehr im heimlich getauschten Händedruck, als in Worten seinen Ausdruck. Für beide schien endlich das eigene «Ich» im ersehnten «Du» sein Ziel gefunden zu haben.

Sie traten in ein kleines Café, das in maurischem Stil eingerichtet war. Nun wurde die Verzauberung vollkommen. In der fremdartigen Atmosphäre, umgeben von pittoresken Schnitzereien, farbfrohen Teppichen und goldglänzenden Posamenten kosteten beide eine Seligkeit des Glücklichseins, die man nur zu zweit zu erleben vermag.

Zurückgekehrt in ihr Hotel ergab sich — ohne dass es nötig gewesen wäre, ein Wort darüber zu verlieren — wie selbstverständlich, dass Frans den Jungen in sein Zimmer begleitete.

In den Armen des ersehnten Geliebten, in der Wonne des ersten Kusses, durchschritt Werner das Tor zum Garten der Erkenntnis. Alle hemmenden Deckwände der Scham, die kleinbürgerliche Erziehung um Werny's Seele aufgerichtet hatten, brachen in Nichts zusammen, fielen ab, gleich welken Blütenhüllen und es blieb nur die reine, edle Freude an göttlicher Nacktheit, die schmerzvollselige Lust des Gebens undnehmens in der Liebe, die feurige Flut der lange zurückgedämmten Leidenschaft und die endliche Erlösung aus den Fesseln, die sein Herz bisher umklammert hatten.

Werner erwachte und sein zurückkehrendes Bewusstsein fügte Stück für Stück zum Bilde und das Erlebnis der vergangenen Nacht stand wieder in heller Klarheit vor ihm. Zärtlich tastete seine Hand, den vertrauten Gefährten suchend, über den Platz an seiner Seite. — Der Platz war leer. —

Das wohlige Dämmern des langsamen Erwachens zerriss mit einem Schlag. Werner war plötzlich hellwach und sah, dass er allein war. Kein Geräusch, keine Spur verriet ihm, dass sein Freund irgendwo in der Nähe sei. Er griff zum Telephon, denn sein erster Gedanke, mit dem er seine aufsteigende innere Unruhe zu beschwichtigen suchte, war der, dass Frans wohl auf sein eigenes Zimmer gegangen sei, um Toilette zu machen. Die Stimme des Telefonfräuleins an der Vermittlung klang leer, mechanisch und hölzern: «Bedaure! Der Herr ist heute früh abgereist!»

Werner erstarrte. Abgereist?! — War denn alles ein Traum? — Aber nein: «heute früh abgereist!» — Also war es Wirklichkeit gewesen, also

hatte er — Werner — die heissen Küsse, die zärtlichen Liebkosungen und die Umarmungen leidenschaftlicher Männlichkeit wirklich erlebt!

Der Junge sank in sich zusammen. Alle Kraft schien ihn zu verlassen. Er dünkte sich selbst mit einem Male so müde und verbraucht, als sei er ein uralter Mann, der alle Schönheit, die das Leben zu bieten vermag, hinter sich gelassen hat und nun nur noch auf jenes unnennbare Etwas wartet, das die endgültige Auflösung mit sich bringt. Sein Herz war so leer, dass ihm sogar der erlösende Strom der Tränen versagt blieb. Ein grauer, schwerer Stein lag in seiner Brust, füllte ihn ganz aus und erdrückte mit unnachsichtiger Mitleidlosigkeit seine junge Seele. Geschändet und entweiht war sein Glauben. Sein ganzes Ich war ein wüster, ausgebrannter Krater, in dem jedes Leben erstorben schien. Von der leuchtenden Flamme, die ihn noch vor Stunden durchloht hatte, war nichts geblieben als tote Asche und giftig schwelender Dunst. Eine Welt war zusammengebrochen und in dem Chaos blieb nur ein einziges Bild erhalten, wurde gross und grösser und stand schliesslich als gebieterische Forderung und einziger Ausweg vor Werner:

Das Bild eines alten, behäbigen und Zuflucht verheissenden Hauses. Ja, dieses Haus, dessen vermeintliche Enge er vor kurzem nicht mehr zu ertragen geglaubt hatte, wurde ihm jetzt zum einzig festen Hort, zur Zuflucht aus diesem Untergang. Was sollte er noch länger hier — er hasste dieses Zimmer! Verlogen erschien ihm jetzt die Vornehmheit des Prunkbaues und widerwärtig die servile Dienstbeflissenheit des Personals.

Als er seine Rechnung beglich, wurde ihm mit dieser auch ein Brief ausgehändigt. Achtlos stopfte er beides in die Tasche. Als er durch die Strassen eilte, zerdrückte ihn fast die beengende Kluft der Häuserzeilen. Der Lärm des Verkehrs schmerzte ihn körperlich und die Betriebsamkeit der Grosstadtmenschen kam ihm vor wie die blutgierige Hatz einer wilden Meute, die hinter ihm her war. — — —

Drei Wochen waren inzwischen vergangen. Werny stand wieder in seinem vertrauten Ladengewölbe. Der erste, aufwühlende Schmerz war verebbt und zurückgeblieben war das Wissen darum, dass die Früchte, die der Mensch vom Baume der Erkenntnis bricht, bittersüßes Gift enthalten. Und dann war da doch noch etwas, das die neuaufkeimende Hoffnung erstarken und wachsen liess. Jener Brief — er hatte ihn erst in der Bahn gelesen — er enthielt eine Erklärung und ein Versprechen. Sobald er ihn gelesen hatte, war die Welt nicht mehr ganz so grau und zu seinem eigenen Erstaunen stellte er fest, dass unter der toten Asche seiner Empfindungen doch noch ein lebendiger Funke zuckte. — Verstohlen griff Werny wieder einmal zu jenem Gefäss, aus dessen Duft er sich das Bild seines Gottes hatte aufsteigen lassen. Nicht fremd war er ihm mehr wie früher. Ein vertrautes Gesicht lächelte ihm zu und hüllte sein trauriges Herz in den tröstlichen Mantel zukünftiger Freude.

Er trat zur Glastüre und sah gedankenverloren auf den Marktplatz hinaus. Seine Augen weiteten sich und sein Herz setzte auf Schlageslänge aus. Klirrend zersprang das Gefäss, das seinen Händen entglitten war, auf den Steinflüssen des Bodens. Nein! Er blieb nicht dazu verdammt, nur für einen Wunschtraum zu leben. Der Gott aus der Fremde war beglückende Wirklichkeit. Frans kam soeben mit lässigen Schritten, lächelnd und ihm zuwinkend, auf das alte Schweizerhaus zu. —